



Lügen

Bourget, Paul

Budapest, 1891

VII. Das Profil der Madonna.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93546](#)

VII.

Das Profil der Madonna.

„Wie kommt es, daß ein Mann von Herz und Geist sich so weit erniedrigen mag?“ fragte sich René, als er den Freund verlassen; dann aber wieder des zarten Gesichtchens von Colette gedenkend, meinte er: „Sie ist wirklich sehr hübsch . . . Mein Gott! Wenn man die Schönheit der Seele, eines Kindes, gleich Rosalien, mit jener Grazie in der Bewegung paaren könnte, mit jener Eleganz, mit jenem gewissen — Etwas! . . .“ Aber läßt sich diese Verschmelzung beider Schönheiten, derjenigen der Seele, ohne welche das Weib bitterer ist als gläubigen Christenseelen der Tod, — und jener der Augen, mit einem Wort des Neufzern, ohne welche die Macht des Wunsches und dessen dämonischer Zauber gebrochen sind, — läßt sich denn dieser vollständige, himmlische Einflang nicht doch vielleicht finden bei Wesen, die durch gewisse Zufälle der Geburt und des Glückes aussersehen sind, einen natürlich aristokratischen Mittelpunkt zu bilden, und die vornehm genug veranlagt sind, um dieser Ausnahmsstellung gerecht zu werden? War nicht Frau Moraines ein solches Wesen? Sie war dem Dichter jedenfalls als solches erschienen und er bemühte sich, diesen Eindruck durch Beweisgründe zu erhärten. Ja, dieses herrliche Weib, deren Schatten schon liebkosend seiner Erinnerung schmeichelte, besaß diesen doppelten Zauber: eine Anmut in den Bewegungen und in der Art sich zu kleiden, die jener Colette's überlegen war, und eine Anmut des Herzens, die jener Rosaliens gleichkam. Das verriethen auf den ersten Blick sowohl ihre feinen Manieren, als auch ihre sanfte Stimme und ihre idealen Gespräche. In diesen Gedanken verloren, wandelte René unter dem Banne einer Art Hellserei, welche ihn den Eindrücken um ihn her

völlig entrückte. Er erwachte aus diesem sentimentalen Somnambulismus erst, nachdem er die Brücke der Invaliden passirt hatt und sich inmitten der Avenue d'Antin befand. Er hatte mechanisch seine Schritte nach jenem Viertel gelenkt, in dem jene Susanne wohnte, deren Bild seit dem Morgen in all' seinen Träumereien gebieterisch wiederkehrte. Er mußte unwillkürlich lächelnd des Umstandes gedenken, daß er einst, als Flaubert daselbst gewohnt, tatsächlich Wallfahrten dahin unternommen hatte. René's Bewunderung für den Verfasser der „Versuchung“ war so groß, daß es ihm, in der Zeit literarischer Entwicklung, einen der schönsten Genüsse bereitete, wenigstens das Haus des großen, gefeierten Autors zu betrachten. Jene Zeit, wie lag sie so weit hinter ihm, und wie erstaunt wäre er gewesen, wenn man ihm damals gesagt hätte, daß er später einmal dieselbe Straße aufsuchen werde, um eine Frau zu sehen, die seinen geheimsten Träumen so ähnlich war! . . . Sollte er nicht doch schon heute zu ihr gehen? Je mehr die Zeit enteilte, desto bestimmter drängte sich ihm diese Frage auf. Der Zeiger wird nur einmal noch den Kreis beschreiben, dann aber wird es fünf Uhr schlagen, und er könnte sie sehen . . . Er könnte! . . . Er vergegenwärtigte sich diese Thatsache so lebhaft, daß sich in ihm plötzlich wieder alle Bedenken der Schüchternheit geltend machten. „Nein,“ meinte er für sich, „ich werde sie nicht besuchen; sie müßte zu erstaunt sein, mich schon bei sich zu sehen. Sie hat mich aufgefordert zu kommen, weil auch Andere dasselbe gethan. Sie wollte nicht weniger höflich erscheinen . . .“ Was in seinen Augen von den Andern eine Banalität gewesen, wurde bei Frau Moraines, zu der er in Liebe entbrannt war, zum Zartsinn — für ihn. Da er darin einen neuen Grund entdeckte, um sie vor Allen, denen er am Vorabend begegnet war, auszuzeichnen, wurde er auch schwächer im Widerstand dem Wunsch gegenüber, sich ihr zu nähern. Er rief fast instinktiv einen Wagen an, den er miethete, um in die „Rue Coëtlogon“ zurückzufahren und sich umzukleiden. Seine Schwester war ausgegangen, Françoise mit der Bereitung des Mittagessens beschäftigt. Er widmete sich der Toilette mit jener Sorgfalt, deren sich junge Leute in kindlicher, weibliche Eitelkeit weit übertreffender Art in solchen Augenblicken befleissen; doch fand er noch immer nicht

Bourget, Lügen.

den Muth, sich klar und bündig einzugestehen: „Ich werde in die „Rue Murillo“ gehen.“ Jetzt aber war es nicht mehr die Schüchternheit allein, die er in's Treffen führte, um anzukämpfen wider den Wunsch, der sich in ihm immer mehr und mehr steigerte. Die Gegenstände in seinem Zimmer mahnten ihn an Rosalien; mit der ehrlichen Sentimentalität, die ganz jungen Herzen eigenthümlich ist, beschäftigte er sich lange damit, der Pflichten zu gedenken, die er, diesem armen Kinde gegenüber, auf sich genommen. „Was würde ich von ihr halten, wenn sie ohne mein Wissen einen Mann bei sich empfinge, der ihr gefiele, wie mir Frau Moraines? . . .“

— „Du bist eben ein Künstler,“ ergänzte die Stimme der Versuchung, „Du bedarfst neuer Empfindungen und Lebenserfahrungen. Gehst Du denn zu Frau Moraines, um ihr den Hof zu machen? . . .“ Und nun öffnete er ein Flacon mit Rosenparfum, das auf seinem Toilettetisch stand, und benezte damit sein Taschentuch. Dieser durchdringende Wohlgeruch erregte in ihm eine Art prickelnden Gefühles; eine warme Blutwelle schoß über sein Gesicht, er fühlte sich ergriffen von der Seligkeit und Pein keimender Leidenschaft, die bei Naturen gleich der seinen, — die glühend und verschlossen sind, — doppelt heftig ist. Er war, seit er Rosalien kannte, wieder vollkommen enthaltsam geworden, weil er sich eben verlobt wußte. Dieser Rosenduft aber brachte in ihm die ganze jugendliche Enthaltsamkeit in hellen Aufruhr; er sah plötzlich in dem Weib, das er aus innern Gründen zu lieben sich vorspiegelse, Alles wieder, was nicht mit diesen Idealen allein im Einklang stand: das helle Haar im Nacken, ihren rothen Mund mit den weißen Zähnen, ihren Hals, ihre Schultern und den bloßen Arm mit dem goldigen Flaum. Was hätten die ehrlichen Bedenken mit Rücksicht auf Rosalien wider solche Visionen vermocht? Es war fünf Uhr. René ging hinab, bestieg abermals den Wagen und rief ihm zu: „Rue Murillo.“ Er schloß den ganzen Weg entlang die Augen, so schmerzlich war die Heftigkeit der Erwartung, die sich seiner bemächtigt. Dieselbe hatte einen Beigeschmack von Beschämung ob der eignen Schwäche, der Furcht vor dem Unbekannten, der leidenschaftlichen Freude bei dem Gedanken, daß er das Gesicht wieder sehen sollte mit den reizenden Zügen. — Schließlich gesellte sich zu all' diesen Empfindungen

noch jene Hoffnungsfreudigkeit, die in ihrer Unbestimmtheit doppelt berauschkend wirkt und Menschen dieses Alters leicht in ganz neue Bahnen zwingt, bloß aus dem Grunde, weil diese neu sind. Das Gefühl der Beständigkeit, das dem gereiften, erfahrenen Menschen, der weiß, daß das Leben nur kurz ist, so nothwendig erscheint, ist jungen Leuten geradezu entsetzlich. Sie sind veränderlich und in Folge dessen falsch, gleich wie sie eben 25 Jahre zählen. René nun, der gewiß vielen Andern überlegen war, hatte das Mädchen, von dem er sich geliebt wußte, im Geiste bereits unwiderstehlich verrathen, als sein Wagen ihn vor der Thür jener Susanne absetzte, die er gestern eine flüchtige Stunde lang gesehen. Er hätte Rosaliens Herz lieber mit Füßen getreten, als daß er im Augenblick darauf verzichtet hätte, diese Schwelle zu überschreiten. Und wenngleich sich ihm diese Erinnerung auch noch ein letztesmal aufdrängte, so war er gezwungen, sich, gleich allen Verräthern dieser Art, zu sagen: „Sie wird ja niemals davon erfahren,“ und trat ein.

Das von Frau Moraines bewohnte Haus bot den complicirten Anblick, welchen moderne Architekten eleganter Stadtviertel manchen einfachen Bauten zu geben verstehen; dieselben gleichen in Folge dessen fast Palästen, sind aber immerhin nur Zinshäuser. Dieses hier ragte hoch empor, wies zahllose stylvolle Fenster auf und war von der Straße durch einen Hof getrennt, den ein Gitter abschloß. Die Portiersloge war eine Art gothischen Pavillons und stand gerade in der Mitte dieses Gitters; als nun René anfragte, ob Frau Moraines zu Hause sei, hatte er Gelegenheit, in das Innere dieser Loge zu sehen; da gewahrte er ein Zimmer, das heller, blanker und besser eingerichtet war, als der Salon der Offarel an Empfangsabenden.

Der alte Soldat mit der Militärmedaille auf der Brust, dessen Invalidenheim dieser Pavillon war, hätte die Frage des jungen Mannes selbst verneinend beantworten können, René hätte ihm trotzdem gedankt, so stechend schmerhaft hatte sich, in Folge ihrer Heftigkeit, seine Aufregung plötzlich gestaltet. Er vernahm die Worte: „Rückwärts im Hof, die Mittelthür im II. Stock.“ Er schritt die Stufen eines Thorweges hinan und erreichte dann eine Holztreppe, die mit Teppichen von abgeblätterter Farbe bedeckt war. Die

Luft des Stiegenhauses war lau, gleich derjenigen eines Zimmers. Hie und da waren grüne, lebende Pflanzen angebracht, deren Blätterwerk im Licht des bereits entzündeten Gases glänzte. Auf den Absäulen der Treppe waren Sessel zum Ausruhen angebracht, auf denen sich der junge Mann zweimal niederließ. Seine Beine versagten ihm den Dienst. Selbst wenn er bisher im Zweifel gewesen wäre über die Motive, die ihn zu Frau Moraines zogen, nun hätte er, aufmerksam gemacht durch die nervöse Erregung, die sich seiner im Augenblick bemächtigte, begreifen müssen, daß das ihn beherrschende Gefühl nichts gemein habe mit bloßer Neugierde. Doch er handelte nur wie im Traum. In der gleichen Verfassung drückte er am Thürknopf, hörte den Diener nahen und mit ihm sprechen, und noch bevor er wieder Herr seiner selbst geworden, führte derselbe Mensch ihn in den kleinen Salon, in dem das gefährliche Wesen sich befand, dessen berückende Macht ihn völlig beherrschte, ohne daß er mehr als dessen Schönheit kannte. Ach! Wie oft ist diese Schönheit eine Lüge, weit ärger als alle übrigen, wenn man in ihr anderes sucht als einen Umriß, einen Schein! . . . Wenn René in seiner Phantasie dieser selben vornehmen Schönheit einen Rahmen gezeichnet hätte, so würde derselbe nur demjenigen entsprochen haben, in dem er das junge Weib tatsächlich antraf. Sie saß und war im Begriff zu schreiben; das Licht der Lampe, die ihr leuchtete, war durch einen Spitzenschirm gedämpft. Rings um den Schreibtisch grünte ein Epheu, der, in einem niedrigen Gefäß gepflanzt, sein Blattwerk um vergoldete Gitterstäbe rankte. Der Salon war mit der in modernen Wohnungen üblichen Menge von Stoffen und Nippes vollgefropft: Das unvermeidliche Ruhebett mit seinen zahllosen Kissen, der winzige Glasschrank mit seinen vielen japanischen Kleinigkeiten, die Photographien in ihren Silberfiligranrahmen, drei bis vier Genrebilder, Lackschachteln, sächsische Porcellanfiguren auf dem kleinen, reizend drapierten Tischchen, hie und da verstreute Blumen — wer kennt diese Ausschmückung nicht, welche in dem raffinirten Geschmack des modernen Paris dermaßen gang und gäbe ist, daß sie nur mehr zur Banalität herabsinkt? René aber hatte die Welt immer nur in dem Licht der Romane jener Schriftsteller gesehen, die gleich Balzac vor 50 Jahren geschrieben, oder auch in der Beleuchtung

moderner Autoren, die niemals einen Salon betreten. Das Gesamtbild dieses Raumes, welches in dem behaglichen Halbdunkel nur um so harmonischer zusammenstimmte, berührte den Dichter daher wie die Offenbarung des persönlichen, geläuterten Geschmackes der Frau, die darin lebte. Der Zauber dieser Minute wirkte um so unwiderstehlicher, als die Herrin dieses von Blumenduft erfüllten Heilighums, das nur matt beleuchtet und durch ein mäßiges Feuer durchwärmte, ihn mit einem Lächeln in Augen und Mund empfing, das ihm mit einem Schlag alle ängstliche Schüchtertheit benahm. Männer, denen die Natur die geheime Macht verliehen hat, den Frauen zu gefallen, ganz unabhängig von den Gaben ihres Geistes und Herzens, ja selbst von physischen Vorzügen, haben in der Seele gleichsam moralische Fühlhörner, die ihnen gleich Anfangs das Bewußtsein des Eindruckes vermitteln, den sie hervorgebracht. Der Dichter in seiner Unwissenheit, der weder Susannen kannte, noch mit den Geprlogenheiten der Welt vertraut war, begriff trotzdem, daß er gut gethan, hierher zu eilen. Diese Gewißheit beruhigte auch seine frankhaft erregten Nerven und er konnte sich voll und ganz dem Behagen hingeben, das dieses Wesen, das erste dieser Art, dem er genaht, um sich verbreitete. Er bemerkte sogleich, daß sie heute nicht ganz ihrer Erscheinung von gestern glich. Sie war eben heimgekommen; offenbar hatte eine dringende Beschäftigung — vielleicht die Nothwendigkeit zu schreiben — sie gezwungen, nur den Hut abzunehmen und ihre Stieffletten mit kleinen Lackschuhen zu vertauschen; doch hatte sie das dunkle Straßenkleid anbehalten, mit dem steifen Hemdkragen, der jenem glich, den Colette getragen; auch ihre Haare waren von derselben Färbung wie jene Colette's und ganz einfach in einen Knoten geschlungen. Durch diese Einfachheit in der Erscheinung schien sie dem jungen Mann näher gerückt, minder übermenschlich, weniger von der undurchdringlichen Atmosphäre umgeben, in welche der große Pur und die Feierlichkeit der Umgangsformen eine Weltdame einhüllen. Die einzelnen Ähnlichkeiten mit der Schauspielerin erhöhten nur noch den Zauber, den sie übte. Sie gestatteten ihm die Kluft zu ermessen, die jene beiden Geschöpfe von einander trennte, und er horchte dabei Susannens melodischer Stimme, die ihn schon gestern gefangen genommen.

„Ach! Herr Vincy, wie freundlich es ist, daß Sie gekommen sind! . . .“

Wie nichtssagend war doch diese Redensart. Sowohl Frau Sermoises als Frau Ethorel hätten dieselbe gebrauchen können, ja selbst Frau Hurault. Auf den Lippen Frau Moraines' gestaltete sie sich jedoch für jenen, an den sie gerichtet war, zum Ausdruck wahrer, tiefer Sympathie, offenkundiger Güte und himmlischer Nachsicht. Und das Alles bloß, weil sie diese Phrase mit einer ungemein reizenden Bewegung begleitet hatte, mit einem Strahl von Erstaunen in ihren hellblauen Augen und mit einem Lächeln, das noch verführerischer gewesen war. Auch wenn René nicht von vornherein in die „Rue Murillo“ mit der Absicht gekommen wäre, sorgfältig selbst die unscheinbarsten Gründe zu erspähen, um Susannen bewundern zu können so hätte die Letztere schon dadurch auf ihn gewirkt, daß ihre Art, ihn zu empfangen, seiner Eitelkeit als Autor schmeicheln mußte. Lassen sich denn nicht selbst berühmte Schriftsteller, solche, die von der Oberflächlichkeit der Salonabgötterei übersättigt sind, blenden von Schmeicheleien dieser Gattung? Der Verfasser des „Sigisbeeé“ ging nicht einmal so weit. Er warbekommenen Herzens hergeilt, hatte gefürchtet zu missfallen, und gefiel. Er hatte seit dem Morgen das leidenschaftliche Verlangen empfunden, Susannen wieder zu begegnen, sah sie und auch sie war froh, ihn wiederzusehen. Dieselben Lippen, die sich bei jedem Wort so schön bewegten, sagten auch noch von einem leisen Zwinkern der Augen begleitet:

„Wenn Sie heute allen Anforderungen nachgekommen sind, die Ihnen Ihr gestriger Erfolg eingetragen hat, so müssen Sie einen sehr heißen Tag gehabt haben?“

Er antwortete instinktiv: „Aber ich habe ja nur Sie aufgesucht, gnädige Frau.“ Er hatte kaum dieses Geständnis gemacht, als er sich auch schon erröthen fühlte. Die Bedeutung dieser Neußerung war so klar, das Gefühl, dem sie Ausdruck gab, so aufrichtig, daß er sich völlig betäubt fühlte, wie ein Kind, das seinem Impuls folgend, etwas gesagt, was es verheimlichen wollte. Mußte sich dieses herrliche Weib, dessen Zartgefühl sicherlich auch nicht die leiseste Regung entging, nicht verlegt fühlen durch diese Vertraulichkeit? Sie, die beim geringsten Taktfehler gewiß empfindlich litt? Sie

glich für ihn in den kurzen Augenblicken, die diesem Ausruf folgten, mit ihrem Rosenteint und den hellen, seidigen Haaren, mit ihren blauen Augen und der Schlankheit ihrer Gestalt ganz Titania, neben der er sich wie eine Art unbedeutender, plumper Bottom vorkam. Er fühlte sich im Vergleich mit ihr ebenso schwerfällig im Geiste, gleichwie es ihm unmöglich gewesen wäre, die Anmut ihrer Bewegungen nachzuahmen, derjenigen z. B., die sie machte, als sie ihre Schreibmappe aus antiker Seide schloß und mit ihren schönen Händen, mit den glänzenden Nägeln all' die Kleinigkeiten zurecht rückte, mit denen ihr Schreibtisch beladen war. Ihren Mund überflog, als der junge Mann den naiven Ausspruch gethan, ein fast unmerkliches Lächeln. Wie hätte er aber, der im Augenblick die Augen senkte, dieses Lächeln gewahren sollen? Wie hätte er zu ahnen vermocht, daß seine Antwort unmöglich missfallen konnte, ja mehr noch als das, daß die Fragende dieselbe erwartet und provocirt hatte? René fand sich nur bestärkt in seiner Ansicht, daß Frau Moraines eben so gut war, als sanft und schön; anstatt zu zürnen, zu schmollen, schien sie seinem neuen Anfall von Schüchternheit begegnen zu wollen, indem sie seine alberne Bemerkung folgendermaßen beantwortete.

„Niemand zollt Ihnen Talente mehr Bewunderung, mein Herr, als ich und deshalb verdiene ich diese Bevorzugung, die, wenn sie bekannt wäre, mir viele Neider heraufbeschwören würde. Ihre Verse atmen so tief, wahre Empfindung . . . Sehen Sie, wir Frauen urtheilen nicht mit dem Kopf, sondern mit dem Herzen . . . Und es ist heutzutage wirklich selten, daß ein moderner Autor uns nicht nach irgend einer Richtung hin verletzt . . . Was wollen Sie? Wir bleiben unseren alten Idealen treu . . . Ach! ich weiß, daß das in der Gegenwart nicht mehr üblich ist. Es erscheint fast lächerlich. Wir trozen jedoch dieser Lächerlichkeit . . . Und dann sind bei mir diese Ansichten ein Erbtheil von meinem Vater. Es ist immer sein heißester Wunsch gewesen, die Literatur in unserem unglücklichen Vaterlande zu fördern. Ich dachte beim Anhören Ihrer Verse — an ihn. Wie sehr er dieselben geliebt und bewundert hätte! . . .“

Sie hielt inne, um allzu schmerzliche Erinnerungen zu verscheuchen. Man hätte ein Barbar sein müssen, um bei

dem Tonfall, mit dem sie den Namen ihres Vaters nannte, nicht anzunehmen, daß bei dem Gedanken an den berühmten Minister eine unheilbare Wunde in ihr blute. Nicht wenig erstaunt war René jedoch über das Behauptete. Er gedachte eines scharfen Artikels des alternden *Sainte-Beuve*, der gegen den Gesetzentwurf Bois-Dauffin's über den Buchhandel gefehrt war und diesen Staatsmann zum geschworenen Feind jeglicher Literatur stempelte; ein Beispiel, das in der Politik nach Tausenden zählt. Auch hatte Bois-Dauffin immer und überall den größten Abscheu wider den hergebrachten Idealismus gezeigt, auf den Frau Moraines eben angespielt. Seine beiden Lieblingschriftsteller waren als Dichter *Teophile Gautier* ob der Starrheit der Diction und der Schärfe seiner Vergleiche gewesen, in der Prosa aber, in Ansehung der metallischen Glätte seines Styls und der bewußten Unpersönlichkeit des Werkes, der harte Flaubert. Doch gefiel es René, daß Susanne in ihrem Vater einen aufgeklärten Beschützer der Literatur verehrte, weil es Zeugniß gab für die Wärme ihres Herzens als Tochter. Auch war er entzückt darüber, daß sie in ihren Gedanken mit nahezu kindlicher Naivität der Empfindung, dem Trugbild jener Kunstrichtung huldigte. Eine derartige Auffassung der Schönheit bedingt, — vorausgesetzt, daß dieselbe echt ist, — wahre innere Reinheit. Vorausgesetzt, daß sie echt ist? . . . Wie verächtlich wäre René sich vorgekommen, wenn er auch nur zu zweifeln gewagt hätte angesichts dieses Engels, der den Sessel, auf dem er saß, kaum zu belasten schien und dessen Augen soträumerisch blickten. Er gab stotternd eine Antwort, die eben so unklar gehalten war, als Frau Moraines' Gedanken; er sprach von dem richtigen Gefühl der Frauen in literarischen Dingen, er, der wüthende Parteigänger nicht allein *Gautier's*, sondern auch *Baudelaire's*. War Susanne nun schlau genug, aus der Art seiner Betonung zu erkennen, daß sie nicht gut daran thäte, sich noch weiter zu vertiefen? Weltdamen lesen in der Regel nur Zeitungen und einige schlechte Romane; vielleicht, daß Frau Moraines in Folge derselben Unwissenheit, in der auch sie hinlebte, unfähig war, ein derartiges Gespräch weiter zu führen, das zur Bekräftigung der Gedanken citirter Namen bedurfte. Wie dem auch sei, sie brach das heisse Thema ab und sprang von der Frage über die Ideale in der Kunst zu jenen andern

über, die dem Weibe näher liegen, zu den Idealen in der Liebe nämlich. Als sie das Wort „Liebe“, in dem so viele Gegensätze vereint sind aussprach, verstand sie es so vor trefflich, eine bescheidene Miene anzunehmen, daß René das beseeligende Gefühl hatte, sie Beide tauschten Geständnisse.

„Was mir im „Sigisbée“ noch ganz besonders gefallen hat,“ sagte sie mit ihrer einschmeichelnden Stimme, „ist der Glaube an die Liebe, dem er Ausdruck verleiht, der Abscheu gegen alle Gefallsucht, alle Lüge, gegen alle Niedertracht, die das heiligste Gefühl der Menschenseele entehrt.“ Und indem sie mit einer nachdenklichen Bewegung die Stirne auf ihre Hand stützte und den jungen Mann mit ernstem Blicke maß, als wollte sie ihren Gedanken besonderen Nachdruck verleihen, sagte sie: „Ach! glauben Sie mir, glauben Sie mir, daß Sie an jenem Tag, an dem Sie an der Liebe zweifeln werden, auch aufhören werden, ein Dichter zu sein . . . Doch giebt es einen Gott, der über das Genie wacht,“ fügte sie mit verhaltener Begeisterung hinzu. „Dieser Gott wird nicht zugeben, daß die herrlichen Gaben, mit denen er Sie ausgestattet hat, unfruchtbar gemacht werden durch den Zweifel . . . Ich bin nämlich überzeugt, daß Sie religiös sind und katholisch, nicht wahr?“

„Ich bin es gewesen,“ antwortete er.

„Nun, und jetzt?“ meinte sie mit fast schmerzlichem Ausdruck im Gesicht.

„Es beschlichen mich oft Zweifel,“ antwortete er einfach. Sie schwieg und er betrachtete in stummer, blöder Bewunderung dieses Weib, das sich inmitten des bewegten Lebens, das sie führte, die Fähigkeit bewahrt hatte, so erhabenen, so vornehmen Grundsätzen zu huldigen. Er übersah dabei, daß es etwas Erniedrigendes hatte, etwas von Gefühlsverstellung, wenn man die geheimsten, die lebendigsten aller Überzeugungen des Herzens vor einem Fremden auskramte; und das war er ihr gegenüber denn doch. Er, der in seinem Onkel Taconet das vollkommenste Vorbild einer wahrhaft christlichen Seele kannte, er war nicht einmal erstaunt zu hören, daß Frau Moraines in einem Athem zwei so grundverschiedene Begriffe besprach, wie den Glauben an Gott und die Gabe, Theaterstücke in Versen zu schreiben. Er wußte nur, daß er, um dieser Stimme zu lauschen, um in diesen blauen Augen den Ausdruck tiefster Überzeugung zu lesen, um diese schwel-

den Lippen sich bewegen zu sehen, um die Gegenwart dieser Frau zu empfinden, für lange, ja für immer entschlossen war, von diesem Augenblick an die größten Gefahren zu bestehen. Das Brodeln des Wassers in der Theekanne, die der Diener gleich beim Kommen René's in eine Ecke des Salons gestellt hatte, ward nun in dieser Stille deutlicher hörbar. Susanne fuhr mit der, gleich einem Object gepflegten Hand über die Augen; sie, die Unwissende, schien mit einem reizenden Lächeln Verzeihung erflehen zu wollen darob, daß sie es gewagt, in Gegenwart eines so großen Geistes dermaßen ernste Dinge zu berühren; dann aber fügte sie mit der natürlichen Anmut, die Frauen gewagten Wendungen zu geben verstehen, wenn sie beispielsweise nachdem sie von der Unsterblichkeit der Seele gesprochen, uns mit Buttersemmeln aufwarten, — hinzu: „Aber Sie sind ja nicht zu mir gekommen, um eine Predigt zu hören, und ich für mein Theil vergesse, daß ich nur eine Weltdame bin . . . Wollen Sie nicht eine Tasse Thee nehmen? . . . Bitte, helfen Sie mir denselben bereiten . . .“ Sie erhob sich. Ihr Tritt war so leicht, so weich und René befand sich in einem Zustand derartiger Bezauberung, daß ihm dieser schwebende Gang einzig in seiner Art erschien; er hatte die Empfindung, daß jede Bewegung dieser Frau eine Ergänzung bildete zu ihrer anregenden Conversation. Auch er war aufgestanden, mußte sich aber alsbald wieder an dem Tischchen niederlassen, auf dem die Theekanne stand. Er sah ihr zu, wie sie mit den gepflegten Händen all' die gebrechlichen Porzellansachen zurecht rückte, die auf dem Servirbrett standen. Und sie plauderte dabei; doch nur von Nichtigkeiten des täglichen Lebens; dann schenkte sie nahezu schwarzgefärbten Thee in die Schalen, theilte ihm dabei mit, woher sie den Thee beziehe, dann wieder goß sie heißes Wasser in denselben und fragte René, auf welche Weise er seinen Caffee bereite, wenn er arbeiten wolle. Schließlich ließ sie selbst sich an seiner Seite nieder, nachdem sie für Beide die Servietten zurecht gelegt hatte, auf welche sie die Schalen stellen sollten, auch die Teller für kalten Braten, die Kuchenschnitten, den Oberstopf. Sie hatte mit der Gewandtheit, die Frauen eigen ist, ein kleines intimes Studentenmahl improvisirt. Frauen wissen nur zu gut, daß selbst Männer, die menschenscheu sind, das Bedürfniß haben,

gehätschelt und von kleinen Aufmerksamkeiten umgeben zu werden; auch wissen sie, daß sie mit dieser falschen Münze der Zuneigung schnell unser Aller Herz erobern! Nun war es an Susanne, den Dichter mit Fragen zu bestürmen; sie ließ sich vor Allem erzählen, was er empfunden bei der ersten Aufführung des „Sigisbée.“ Sie krönte ihr Verführungs werk eben dadurch, daß sie ihn zwang, von sich selbst zu reden. Alle Scheu war von René gewichen und er hatte das Gefühl, als kenne er diese Frau seit langen, langen Jahren; so sehr hatte sie sich schon bei diesem ersten Besuch in sein Herz zu schmeicheln verstanden. Es war daher ein grausames Erwachen aus dem himmlischen Traum, als die Thür sich öffnete und ein neuer Besucher eintrat:

„Ach! wie langweilig! . . .“ flüsterte Susanne. Wie so unendlich süß klang doch dieser Ausruf für den Dichter! — Er erhob sich, um sich zu empfehlen, doch machte Susanne ihn vorher noch mit dem Eindringling bekannt.

„Herr Baron Desforges,“ sagte sie, „Herr Vincy.“

Der Dichter hatte gerade noch Zeit, sich den Herrn zu besehen, der von mittlerer Größe, und sorgfältig in dunkles Tuch gekleidet war. Derselbe konnte ebensogut 55, als auch 45 Jahre alt sein, in Wirklichkeit zählte er deren 56, — so starr und ausdruckslos war sein Gesicht. Der Schnurrbart war noch blond geblieben; die Haare, die unverfälscht grau waren, bezeugten durch ihre Farbe, daß der Baron die vergebliche Eitelkeit nicht habe, sein Alter maskiren zu wollen, ihre Fülle hingegen bewies, daß er es verstanden, die allgemeine pariser Kahlföpfigkeit zu vermeiden. Nur das gar zu lebhafte Colorit des Gesichtes stimmte nicht zur übrigen Eleganz in der Erscheinung. Seine hellen Augen musterten René mit jener gleichgültigen Schärfe, welche professionelle Diplomaten oft zur Schau tragen, und die demjenigen, den sie auf diese Weise messen, zu sagen scheint: „Es wäre mir ein Leichtes, Sie kennen zu lernen, wenn ich wollte . . . Es beliebt mir aber — nicht.“

War es die Wirkung dieses Blickes? War es bloß die Verstimmung darüber, in einer selten schönen Stunde gestört worden zu sein? Der Dichter empfand dem Baron gegenüber alsbald eine tiefe Antipathie; dieser verneigte sich, ohne auch nur durch ein Wort zu verrathen, daß er wisse, wer

der Schriftsteller sei. René war dies allerdings vollständig gleichgültig, da Frau Moraines Gelegenheit gefunden hatte, ihm mit einem letzten Händedruck und einem Lächeln zu sagen:

„Vielen Dank für Ihren lieben Besuch. Ich war sehr glücklich, daß Sie mich zu Hause trafen . . .“

Glücklich! — Welchen Ausdruck sollte er dann gebrauchen, er, den in der Trunkenheit, die ihm fast Thränen in die Augen trieb, beim Herabsteigen über die Treppe des Hauses, in dem dieses herrliche Weib lebte, das volle Bewußtsein überkam, daß er vor diesem Tag, vor dieser Stunde, noch niemals, niemals geliebt!
